

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 269.

Mittwoch, 17. November.

1915.

(17. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edele Müß.

Frau von Grimm war eine bescheidene Dame, die nur sprach, wenn man zu ihr sprach, und die auch nicht einmal sonderlich zu beobachten schien. Sie hatte etwas Müdes und einen verschleierten, toten Blick, als horche sie nur nach innen und als habe sie keine besondere Freude an der Musik, auf die sie horchte.

Auch Erloff von Grimm, der schöne Mann, verhielt sich sehr still. Ob es ihm nicht lohnte oder ob ihn das Fremdsein in dem Kreis, in den er nur erst am Abend einbrach, genierte, war schwer zu entscheiden. Er trug ein glänzendes Zivil und sah sehr gut aus mit seinem kurzblonden Haar, das sich trotz der Kürze kräufelte, und seinen prachtvollen, braunen Augen. Er hatte das selbe Gesicht wie Schwester Lucy, nur um vieles hochmütiger, und war sehr schlank und lang gewachsen.

Er beobachtete, und sagte auch nur gerade das, was er mußte, um seiner Dame gegenüber Cavalier zu bleiben — kein Wort, keine Geste zu viel! Seine Dame war Gabriele v. Warten, die sich an ihrem rechten Nachbarn schadlos hielt — es war Otto. Die beiden kannten sich längst sehr gut. Otto war zum Entsetzen der Besson zu allen Tageszeiten in ihrem Heim zu finden, zu Tisch, zum Kaffee, ja schon zum zweiten Frühstück, wenn Gabriele nicht Probe hatte. Abends war er im Theater, oder wenn sie mal theaterfrei war, verbrachte er auch die Abende mit der neuen Freundin.

„Mais mon cher Otto, du genießt uns, das geht nicht, du mußt zu Hause bleibe — was denkst die Raite — in meine Haus ist keine chambre garnie für Herren!“ Das hatte ihm die Besson schon einige Male gesagt, aber es verschlug nichts. Die beiden sahen dann stundenlang in Gabriels kleinem Salon, und es klang, als überhöre er ihr die Rollen.

„Nicht so brülle!“ verwahrte Tante Mademoiselle zuweilen und klopfte energisch an die Tür. Dann gab es lautes Gelächter drinnen, oder Otto steckte auch wohl den Kopf heraus und sagte mit Grabesstimme: „Es wird eine humoristische Sache zu Ihrem Geburtstag, Tante Mademoiselle!“

Worauf die Besson entrüstet so etwas sagte wie: „Otto, mon cher garçon, du saist aine alte Affe“, und zu Luise, der „dummen alten Person“, hinausging, um ihr einzuschärfen, nicht früher zu servieren, als bis Herr Rauter junior das Haus verlassen habe.

Die „dumme alte Person“ konnte das aber selten abwarten, sie servierte doch für drei — und es waren lange nicht so unverbrennte und unverfälschte Schüsseln auf den Tisch gekommen, wie seit der bisher acht-tägigen Regentschaft Herrn Otto Rauters.

Außer von Seiten Wedels, der immer zu hören war, war die Unterhaltung an der Weihnachtstafel nicht auffallend aufgeregt.

Während des ganzen ersten Ganges war man über das lebhafteste Wundern, wie „großartig“ Susi und Audi sich bei dem ungewohnten Lichterglanz „benommen“ hatten, nicht hinausgekommen. Und danach flaute es gleich merklich ab — wie das oft so eine Sonderheit bei

umfangreicheren Familientesten sein kann! Der alte Dr. Sehren war scheinbar noch der vergnügteste — er sprach von einigen interessanten Fällen von Krebsoperationen mit tödlichem Ausgang und richtete andauernd an Wulffen das Wort, als ob sonst niemand zwischen ihnen säße.

Erloff hatte sich mehrmals sein Einglas ins Auge geklemmt und den Doktor lässig angestiert.

Herbert sprach bei Tisch kaum ein Wort. Es hieß, er habe schon den ganzen Tag Kopfschmerz.

Erstens das und zweitens fielen ihm Grimms zu sehr auf die Nerven; er mußte sich erst daran gewöhnen, Erloff anzusehen, ohne ihm an die Kehle zu wollen.

Später, als im Salon Kaffee und Punsch gereicht wurde, taute er allmählich auf und wurde ganz lebendig, als Gabriele von Warten erzählte, daß um die Mitte des Januar die K. vom Deutschen Theater in Berlin in Fünf-Hügelchen ein drei Abende umfassendes Gastspiel absolvieren solle.

„Die K.? Ach, die habe ich ja mehrmals bei Berliner Freunden auf Tours und kleinen Abendgesellschaften getroffen! Famose Person, mit der man ein gebildetes Wort reden kann, und — erste Kraft! Da woll'n wir mal ein bißchen Stimmung machen — was, Wedel?“

„Sicher, sicher, solch ein Ereignis!“

„Weißt du, Dina — sie wird sich meiner sehr gut erinnern, und es wäre mir auch sonst lieb, mich den guten Freunden gegenüber revanchieren zu können. Ich möchte mal anfragen, ob sie eine Einladung, bei uns zu wohnen, annehmen würde. Dann sind Professors ja endlich fort, Wack haben wir also.“

„Aber, lieber Herbert, eine ganz fremde Person.“

„Mir ist sie nicht fremd, und es dürfte für unser Haus nur eine Ehre sein, eine solche Künstlerin zu beherbergen.“

„Das ja wohl, aber Künstlerinnen dieses Ranges sind doch sehr anspruchsvoll. Darauf ist doch am Ende der Querschnitt unseres ganzen Hauswesens nicht...“

„Zimmer doch besser für sie als im Hotel.“

„Und sehr viel billiger!“ lachte Lucy spitz.

Herbert warf seiner Frau Schwiegermutter einen kurzen Blick zu und fragte erregter: „Ja, Dina, hast du etwas dagegen — regst dich in dir, nach berühmten Mustern, etwa wieder Krähwinkelsei?“

„Aber ich bitte dich, Herbert, wir brauchen das doch nicht gleich auf der Stelle zu entscheiden; es hat ja noch Zeit.“

„Was ist da zu reden und zu überlegen? Wenn sie „ja“ sagt, ist sie willkommen, und dann gibt's bei uns den ersten großen Rout, den wir Fünf-Hügelchen für dieses Jahr schuldig sind!“

Herbert hatte sich hinter Dinas Stuhl gestellt und klopfte ihr zärtlich begütigend auf die Arme. Das allgameine eilige Schweigen lastete peinlich auf Dina, sie wagte es gar nicht, zu ihrem Vater und dem alten Sehren hinzusehen und konnte von dem Gedanken nicht



los, daß diese Unvorsichtigkeit ihres Mannes den Kampf nur erschweren würde, der wegen des Mutterteils zwischen ihm und dem Kommerzienrat entbrennen mußte!

Da sagte Bedel. „Übrigens, lieber Doktor, ich sprach gestern die Frau Professor Düppel — sie war in Ekstase über eine Konzertserie, die Sie mit ihr für die Saison geplant haben sollen. Stimmt das?“

„Das stimmt, ja“, lachte Herbert, „wenn es von der guten Düppel auch etwas voreilig ist, schon davon zu reden.“

„Was ist denn das nur wieder?“ rief Frau Malwine ganz verängstigt dazwischen, da sie sah, wie ihrem Manne die Adern an den Schläfen schwellen.

„Ich mag noch nicht davon reden, Mutterchen! Wir wollen etwas einführen, was in besseren Provinzstädten überall existiert: eine Reihe von Abonnementskonzerten, zu denen natürlich nur Künstler allerersten Ranges gezogen werden sollen — vielleicht sechs Abende im Laufe des Winters — für diesen Winter ist es ja zu spät, aber im nächsten hoffen wir damit einsetzen zu können. Düppels haben ja von Berlin und Petersburg her kolossale Verbindungen, und wir meinen, daß sich das rentieren müßte — wir kriegen ja doch auf andere Art hier keine Künstler her. Schlimmstenfalls soll sich ein Konfitorium bilden, das das etwaige Defizit deckt.“

„Und wo sollten diese Konzerte denn stattfinden — wenn das zu fragen erlaubt ist?“ sagte der Kommerzienrat in ruhigem, aber doch ironischen Ton.

„Darauf sind wir uns eben auch noch nicht schlüssig, lieber Onkel. In Betracht käme das Museum, der Königshof und nicht zuletzt unser Klub.“

„So so — ob aber wirklich hier das Bedürfnis für solche . . .“

„Aber sicher, Herr Kommerzienrat!“ rief Bedel. „Sehen ist der Mann, all diese Dinge zum Bedürfnis zu stampeln, selbst wenn vorher kein Mensch an Ähnliches gedacht hat! Profit Doktor — da eröffnen Sie uns wieder Perspektiven! Ihr Schneid, Ihre Energie und Tatkraft — ein pyramidalen Kerl sind Sie — Profit!“

Duch und Erloff sahen sich an und lachten malitiös-laut und bemerkbar.

Dina stand auf, schob ihre Hand durch Herberts Arm und sagte mit Nachdruck: „Da muß ich dich wirklich öffentlich beloben — nach Musik hat man hier verschmachten müssen. Daß du aber mit der alten Düppel hinter meinem Rücken Durchstechereien treibst, kann ich dir doch nicht vergeben — sie ist mir zu gefährlich und versichert mir bei jeder Gelegenheit, wie „abgöttisch“ sie dich liebt.“

Herbert legte seine Hand leise an Dinas Wange; er war ihr dankbar, daß sie in dieser Minute zu ihm hielt, wo man auf gewisser Seite nur noch den Ausbruch der Gäfte abwarten mochte, um in alter Manier über ihn herzufallen.

„Du solltest doch nichts davon erfahren, ehe alles perfekt war — denn glücklicher kann niemand darüber sein als du, das wußte ich und wollte dich überraschen.“

Der alte Sehn war auch längst aufgestanden und hatte sich eingehend alle die Bilder im Salon gesehen, die er seit dreißig Jahren kannte: einen in aller Farbenorgie wie vom Sturm verwehten Turner, den er so sehr liebte, ein paar alte kleine Niederländer und einen Preller, dessen hochgehende Seite fast eine ganze Schmalwand deckte.

Er hatte beim Turner angefangen, und als er wieder beim Turner anlangte, blieb er noch eine kleine Weile davor stehen, dann wandte er sich kurz seiner Frau zu, nahm sie am Arm und sagte: „Es ist Zeit, komm' Malin.“

Ohne Widerspruch verabschiedete die Doktorin sich sofort. Als sie ihrem Sohne Adieu sagte, nahm sie ihn beim Kopf und beugte ihn gegen ihre Wange: „Das gibt wieder Sturm, Junge, das gibt wieder Sturm! Du solltest doch so'ne Sachen aber auch wirklich nicht machen,

das dankt dir doch niemand — bloß die Gesichter alle — und Papa wieder — ach Junge, Junge, sprich bloß morgen bei Tisch nichts von alledem, es gibt sonst Bank und Streit, und ich kann's nicht mitanhören, wenn's über dich hergeht.“

„Daß nur, Mutterchen, schlafe ruhig — heute war es Abicht, ich mußte ihnen etwas zu knaden geben für dies und jenes. Morgen keinen Ton davon, ich verspreche es dir. Adieu, Mutterchen, und nochmals tausend Dank für deine lieben Spargroschen — sie kommen so gelegen — —“

(Fortsetzung folgt.)



Wer viel anfängt zu gleicher Zeit,  
Macht alles halb und nichts geschieht. Reinid.

## Vom Soldatenheim.

Uns wird geschrieben: In Warschau, Kowno, Suwalki und anderen besetzten Städten sind Soldatenheime errichtet oder im Entstehen begriffen. Und das ist gut so. Denn der Segen dieser Einrichtungen für den Krieger ist außerordentlich groß. Nicht nur für sein leiblich Teil wird hier ohne Gewinnabsichten gesorgt, sondern das „Heim“ gibt ihm, der von Familie und eigenem Hausstand getrennt ist, seelisch noch viel mehr. Er fühlt sich dort allmählich — „wie bei Mutter“, und alle die gemütvollen Gefühle, die zurückgedrängt durch das neue Leben, die neue Umgebung, um Herd und Heim trüben, finden hier eine freundliche Stätte. Zugleich aber wirkt die Familienstimmung, die ihn hier umfängt, sanftigend und sittigend auf sein durch das rauhe Waffenhandwerk nicht selten etwas verdorbenes Benehmen. Es geht im Soldatenheim stets ruhig und friedlich zu, nicht lärmend und wüß, wie manchmal in anderen Soldatenkneipen, und der hübsche Spruch wird befolgt, der sich häufig angebracht findet:

„Kamerad, tritt ein!  
Ein Heim soll's sein  
Und nicht — bedenke! —  
Eine wüste Schenke.  
Nimm ab die Müg',  
Dann geh' und sitz'  
Gemütlich und friedlich  
Und rauf' nicht und lauf nicht  
Und sing' nicht und spring' nicht,  
Sei sauber und nett,  
Spud nicht aufs Parkett.  
Nimm dich genau,  
Als ob deine Frau  
Hier schalte und walte:  
Du kennst deine Alte!“

In viele Soldatenheime und Soldatenkassen — die Heime sind vom Vaterländischen Frauenverein, die Kassen vom Nationalen Frauendienst gegründet — bin ich gekommen und habe hier die anmutigsten und idyllischsten Eindrücke vom Soldatenleben empfangen. Der so notwendige besetzende und mildernde Einfluß der Frau, der in der Kaserne und im Felde so ganz fehlt, er macht sich hier wenigstens in einer bescheidenen Form geltend. In den großen „Heimen“, bei denen die Gemütlichkeit zurücktreten muß und etwas von „Rassenabfütterung“ hereinkommt, imponiert es den Soldaten gewaltig, von „Damen der besten Kreise“ bedient zu werden, und er begegnet ihnen mit ebenso viel Achtung wie Zutraulichkeit. Nicht selten spinnt sich eine Unterhaltung an, und der Krieger nimmt eine unbestimmte Empfindung von „guter Gesellschaft“ mit zu den kalten Wänden und dem dösen Ton der Kaserne. Viel hübscher, gemüthlicher und traulicher geht es jedoch in den kleineren „Heimen“ oder „Kassen“ zu, wo jeder an den Schenkisch herantritt und sich wie zu Hause seine Portion von der freundlichen „Frau Wirtin“ abholt. Da spinnen sich über den Tisch herüber rasch Fäden näherer Bekanntschaft. Bald handelt es sich nicht mehr bloß um Speis und Trank. Der Soldat hat ja so tausendfältige Anliegen an eine Frauenhand: da bringt einer seine Strümpfe zum Stopfen; ein anderer hat ein Loch zu flicken; ein dritter läßt sich beim Abschied eines Paketes helfen. Man gewöhnt sich,



mit seinen kleinen Weiden und großen Sorgen zu den „guten Damen“ zu gehen, und kurz: man fühlt sich daheim!

Welche Egenen echten Humors spielen sich doch in diesen Soldatenheimen ab! Ich kam einmal in eins, das in dem Gemeindehaus eines kleinen Städtchens eingerichtet war. Die Frau Küster hatte außer für ihre sechs Kinder auch noch für die großen feldgrauen Kinder zu sorgen. Da stand sie, umgeben von ihren blondköpfigen Jungen und Mädels, die wie die Orgelpfeifen abgestuft waren, und machte am hellflammenden Herd Bratkartoffeln. Zwei „Ordonnanz“ schälten eifrig die Erdäpfel. Drinnen in den beiden hellerleuchteten Stuben aber herrschte gespannteste Erwartung. „Bratkartoffeln“ lautete das große Wort, das die Herzen höher schlugen, die Magen lauter knurren ließ. Im „Besegzimmer“ war man bei Zeitungen und Zeitschriften nicht aufmerksam; das Grammophon mochte noch so helle Weisen spielen — alles lauschte gespannt nach der Küchentür, und trat dann die junge Frau heraus und rief: „Viermal Bratkartoffeln fertig!“ — mehr konnte sie nämlich auf einmal nicht machen — dann begann ein Wettlauf danach, und neidisch blickten die andern nach den Glücklichen, die die dampfenden Teller forttrugen. Man wartete weiter in Geduld und Ruhe. „Hier ist es ordentlich“, erzählte mir einer. „Hier kommt jeder dran und wenn's bis Papfenstreich dauert. Hier ist alles gut und billig. 5 Pfennige der Topf Kaffee, 5 Pfennig die Marmeladenschnittle. Da kann man noch satt werden!“ Jetzt sind die seligen Zeiten der Bratkartoffeln für die Heime freilich vorbei. Fett und Butter sind zu teuer, der Kartoffelsalat regiert!

Ich kenne eine Soldatenkaserne in den drei niedrigen Zimmern einer ehemaligen Wäberei, die ein wahres Schmuckkästchen ist. An den Wänden hängen hübsche Bilder und stehen sinnvolle, lustige und nachdenkliche Sprüche, Zeitungen und Zeitschriften liegen auf allen Tischen; gute Erzählungen werden unentgeltlich verliehen. In einer Ecke steht ein altes Klavier. Jeder ist gastlich eingeladen in das freundliche Licht und die behagliche Wärme, auch wenn er nichts zu sich nimmt. Aber da alles gut und billig ist, will jeder etwas, und sei's auch nur eine Tasse Kakao für einen Groschen. Man kann Schach und Mühle und Domino spielen, und stets findet sich ein Pianist, der dem alten Klavier Walzerklänge und bekannte Melodien entlockt. Die einen singen mit, andere blicken träumerisch vor sich hin und „denken vergangener Zeiten“. „Das Raft“, wie es genannt wird, ist unter den Kameraden allbeliebt, und die Älteren führen die jungen Meckuten gleich hin. So ist es stets gedrängt voll, und das erhöht die Gemütlichkeit. Leidenschaftlich hängen sie alle an „ihrem Raft“, und die Erinnerung daran folgt ihnen wie ein schöner Traum ins Feld. Die drei alten Damen, die die guten Geister dieser Soldatenheimat sind, bekommen fast täglich aus Osten und Westen, aus Galizien und Serbien, Grüße und Dankesworte an „das Raft“, und immer wieder liest man: „Wir denken oft an den guten Raft-Kaffee und -Kuchen“ oder: „Gibt es noch immer den Pudding, den wir alle so gern aßen? . . .“

Dr. P. A.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

In Deutschlands Vorratskammern führt uns (in einem illustrierten Aufsatz, der in Nummer 3 der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erschienen ist) E. Grützel aus Hamburg. Er erklärt: Niemand braucht Furcht zu hegen: unsere Ernährung ist vollkommen gesichert, sowohl durch die Aufstapelung gewaltiger Lebensmittelmengen wie durch die zur Verteilung dieser Mengen geschaffenen geschäftlichen Maßnahmen. Jede Stadt hat ihre Vorratskammern, in denen die sorgsam vorbereiteten Dauerwaren aufgestapelt liegen. Ferner wurden zur Aufnahme wechselnder oder auch länger zu lagernder Bestände überall im Reich die verfügbaren Lagerräume, Kühlräume, Kalkbassins, sozusagen requiriert. Im Herbst 1914 begann man zunächst mit der Sicherstellung der Erntevorräte. Auch ausländisches Getreide kam damals noch nach Deutschland und konnte in großen Mengen gesammelt werden. Zur Streckung der Getreidevorräte wurde alsdann die Kartoffel herangezogen. Und zwar begnügte man sich nicht mit der Verwendung der Frischkartoffel unserer großen Ernte (das Jahr 1918 brachte in Deutschland eine Ernte von über 540

Millionen Doppelzentner) als Nahrungs- und Futtermittel, sondern auch die Industrie der Kartoffeltrocknerei wurde mit großem Erfolg ausgebaut und führte zur erhöhten Gewinnung von Kartoffelschnitzeln und -flocken als Futtermittel und von Kartoffelwalzmehl als Nahrungsmittel. Mit Eifer warfen sich außerdem die Fabrikanten auf die Vereitung von Kartoffelstärke und Stärkemehl, um dadurch zur vielseitigen Gestaltung der Kartoffel als Dauerware wirksam beizutragen. Hatte man doch im Herbst vorigen Jahres große Mengen Rindfleisch eingepökelt, so erfuhren diese Fleischbestände durch die Massenabschlachtung von Schweinen im Frühling eine bedeutende Vermehrung. Während Hunderttausende von Schweinen in den Gefrierräumen ganz Deutschlands untergebracht wurden und die Räuchereien sich in großem Stil der Speckseiten, Schinken, Würste und halben Schweine annahmen, stellte man gleichzeitig einen ungeheuren Vorrat an Schweinekonserven dadurch her, daß man gewissermaßen das ganze Schwein (bis auf 14 Proz. Knochen und 5 Proz. Schwund) als Brühfleisch, Würst, Sülze und Schmalz in Dosen unterbrachte. Pökelwaren und Kollschinken bildeten den Abschluß der Schweinekonserverierung. Auf diese Maßnahmen folgte dann in den Vorkriegs- und Sommermonaten die Vorsorge für Käse, Eier und Butter. Der Mangel an Grünfütterung ließ eine Knappheit der Meiereierzeugnisse voraussehen. Deshalb stellte man bis zu je 50 000 Kopf Hartkäse auf den Holzborden der einzelnen Käselagerräume für die kalten Monate zurüd. Eine sorgfältige Pflege dieser empfindlichen Dauerware hält unaufhörlich die Lagermeister und ihre Angestellten beschäftigt. Weniger Aufsicht beanspruchten die gestapelten Butterfässer, die eine lange Reihe von Kühlwagen in den heißen Monaten Juli und August unablässig vom Herkunftsort an die Lagerplätze brachte. Ein Heer von Küpern und Prüfern war damit beauftragt, den einwandfreien Zustand der Butter festzustellen und für geeignete Unterkunstmöglichkeit Sorge zu tragen. Noch weit umfangreicher jedoch gestaltete sich die Organisation zur Beschaffung und sachgemäßen Prüfung und Aufbewahrung der Eier. Infolge des Ausfalls russischer Eier, die im Frieden zu durchschnittlich 7000 Tonnen monatlich eingeführt wurden, beschränkte sich der Bezug auf Österreich-Ungarn, das durch die Unterbrechung des Handels mit den Balkanländern die Friedensausfuhrzahl von etwa 5000 Tonnen Eier monatlich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Trotzdem ist uns durch große Lagerungen in Kalkbassins und Kühlhäusern ein gewisser Eierbestand auch für den kommenden Winter gewährleistet. Von bedeutendem Umfang sind außerdem die Stapelungen an Klippfisch, Salzfish oder K-Fisch und Stockfish. Alle drei Namen bezeichnen den Dorsch (Kabeljau), nur in verschiedenartiger Vorbereitung. Der Dorsch kommt als Stockfish getrocknet, als Salzfish gesalzen, als Klippfisch getrocknet und gesalzen zur Aufbewahrung. Bei der Herstellung dieser Dauerware leisteten uns die schon früher vorhandenen großen Beestmünder und Gughavener Trocknerwerke vorzügliche Dienste. Sie beschäftigen sich mit Stockfish und Klippfisch, während die Haltbarmachung des Salzfishes direkt am Kai geschieht, an dem die großen Fischdampfer ihre bereits auf hoher See vorgesalzene Ladung löschen. Hier befinden sich auch die Stapelplätze für die riesigen Salzfishmengen sowie für die Feringfässer, die zu Zehntausenden bis zur Weiterversendung kühl und luftig gelagert werden. Die Stapelung der Dauerware ist überhaupt nicht allgemein dahingehend aufzufassen, daß man die Lebensmittel unangestastet in den weiten Lagerräumen ruhen. Es findet im Gegenteil, wie schon angedeutet, bei den meisten Beständen häufiger Wechsel statt. Die Organisation kauft, stapelt auf und verkauft wieder an die Städte und Gemeinden, während die Lagerräume sich durch neue Ankäufe fortlaufend füllen.

Pariser Kriegsabend. Die einstige Lichtstadt Paris ist durch den Krieg sehr schnell in eine Stadt der Stille und der Entbehrungen verwandelt worden. Besonders der Abend und die Nacht in Paris sind nicht mehr wiederzuerkennen. Die Vergnügungslokale mußten eins nach dem andern schließen, die Musik wurde allerorts verboten, und selbst die Straßenbeleuchtung ist aus Furcht vor den Heppelinen gedämpft und auf das Allernotwendigste beschränkt worden. Wie sehr die Verhältnisse des Krieges das Pariser Leben umgewandelt haben, vermag man aus einem abendlichen Stimmungsbild des „Journal des Débats“ zu sehen: „Um 11 Uhr abends steht man einsam und verlassen auf dem dunklen Boulevard. Der Fahrdamm ist leer, auf dem Fußsteige



steht man nur ungewisse Schatten hin und her huschen. Es sind die unglückseligen Pariser, die aus den Theatern kommen. Eine Droschke taucht aus der Dunkelheit auf, jeder-mann bleibt stehen; man beugt sich vor und sucht zu erraten, ob der Wagen frei ist. Man ruft von allen Seiten, um bald wieder enttäuscht mit einem Seufzer seinen unsicheren Weg fortzusetzen. Man tastet oft an den Mauern, man sucht das Dunkel mit den Händen zu durchdringen und macht bei dem kleinsten Geräusch vorsichtig Halt. Und man stellt fest, daß die Droschken, denen man begegnet, besetzt sind, und daß die leeren Wagen immer auf der anderen Seite der Straße fahren. Nur in schmalen, unbeachteten Straßen gelingt es manchmal ihrer habhaft zu werden. Endlich glückt es, einen leeren Kraftwagen zu erwischen. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen“, sagt der Fahrer, „daß mein Taxameter verdorben ist.“ Man entfernt sich entrüstet und hört noch den unerschämten Preis, den der Fahrer fordert. Und immer weiter irt man umher, sucht vergeblich nach einer Fahrgelegenheit, bis man, womöglich um 2 Uhr morgens, da man gerade in die eroberte gebrechliche Droschke steigen will, gewahr wird, daß man sich vor seiner Haustüre befindet . . .

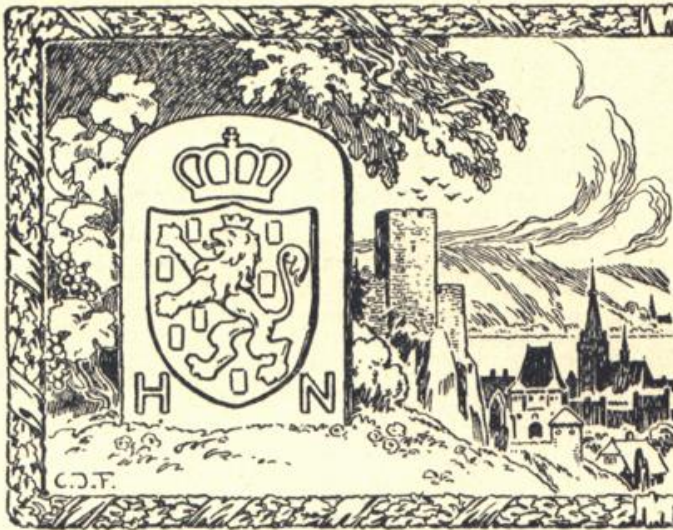
Das **Ybartal**, die Wiege des Serbenvolkes. Von Kraljewa auswärts im Ybartal bringen die deutschen Truppen in das Herz Altserbiens vor. Der kleine, aber reißende Fluß durchströmt die Landschaft von Raschka, den Ursitz der Serben-völker, und an seinen Ufern begann das Vorpiel des letzten russisch-türkischen Krieges. Hier gründeten 1875 der Woiwode Prokowič und der Pope Mleta Simonovič eine Anzahl Streifkorps und Heidschudenbanden, die berückichtigten „Čelas“ der „Vratski ustaschi“, die zwar gegen die militärisch überlegenen Türken keine Erfolge erzielten, aber den Diplomaten um so mehr zu schaffen machten und Rußland einen der besten Vorwände zum Eingreifen lieferten. Weiter flussaufwärts am Jbar, an der Einmündung eines gleich-namigen Bächleins, liegt Raschka, die einstige Quarantänestation gegen Bosnien und die Herzegovina und Mittel-punkt des serbischen Stammlandes. Nach ihr hieß das älteste Serbenreich „Rasije“ und das Volk selbst „Rasijani“, woraus im mittelalterlichen Latein „Rassioni“, ungarisch „Raczoi“ und deutsch „Ratzen“ oder „Rasen“ wurde. Der letztere Name blieb bis in das 18. Jahrhundert hinein allgemein verbreitet; noch während der österreichischen Okkupation 1718—1739 und später noch 1791 ward der von Serben be-wohnte Belgrader Stadtteil amtlich „Ratzenstadt“ genannt. Woher die serbokroatischen Clans einst in das Ybartal in vor-geschichtlicher Zeit eingewandert sind, bleibt noch immer eine der großen offenen Fragen der Weltgeschichte, und nur so viel steht fest, daß die letzten Spuren nach Innerasien weisen. Nebenfalls trafen die Römer hier schon lange sesshafte echte Slavenvölker an, als sie unter Trajan die Lande südlich der Donau kolonisierten und durch sie ein Netz von Militär-strassen legten. Das Städtchen Raschka ist zwar erst 1848 entstanden, aber der Heerweg durchs Ybartal datiert aus der alten Kaiserzeit und das nahe Novibazar, der wichtigste strate-gische Punkt Altserbiens, galt schon damals als der „Schlüssel von Thessalonike“, dem heute vielgenannten Saloniki. Die starke Festung, das nächste Ziel unserer Ope-rationen, war schon zweimal in österreichischem Besitz. 1689 eroberte es mit ganz Altserbien der Graf Piccolomini, dessen raschem Siegeszug freilich schon im folgenden Jahre der be-rühmte Großvezir Ahmed Köprülü ein Ziel setzte. Genau 50 Jahre später, 1739, stieß Marschall v. Sedendorf gegen Novibazar vor, das der kaiserliche Oberst Ventulus besetzte und mit Ehren gegen eine starke Übermacht verteidigte. Heute ist es der letzte Stützpunkt der Serben, die gegen die mon-tegrinischen Berge gedrückt werden: das Ybartal und die Ybarlandschaft, das Herz Altserbiens, führen zur letzten Kata-strophe des Serbenheeres.

Im Kriegsquartier des Zaren. Seit der russische Ober-befehlshaber Nikolai Nikolajewitsch nach dem Kaukasus „ver-reisen“ mußte und der Zar höchstpersönlich an die Spitze seiner Armeen trat, sind die russischen Zeitungen eifrigst be-müht, die Tätigkeit des kaiserlichen Feldherrn in einem mög-lichst hellen Licht erstrahlen zu lassen. Nunmehr veröffent-licht der russische General Doubensky im „Ruskoje Woenic“ die folgende Schilderung aus dem kaiserlichen Kriegsquartier: „Das Kriegsquartier des Zaren wurde in einer kleinen Stadt in Weißrußland eingerichtet. Der Kaiser bewohnt ein

niedriges Haus, in dem zwei Zimmer für seinen Aufenthalt hergerichtet wurden. Nebenan wohnen der Hofminister Graf Frederiks und der Kommandant des kaiserlichen Palastes. Im Erdgeschoß sind der Adjutant und der Leibarzt des Zaren untergebracht. Außerdem wohnen Leib- und Kammerdiener und einige kaiserliche Boten in demselben Gebäude. An der Spitze des Gefolges steht der Großfürst Cyril Wladimiro-witsch. Nach 9 Uhr morgens verläßt der Zar, in einer russi-schen Hemdbluse und hohen Stiefeln, das Haus, um sich zum Generalstab zu begeben. Auf diesem Wege wird er von seinem Adjutanten und einem Diener zu Pferd begleitet. Der Zar liest mit dem General Alexejew die Berichte von der Front und läßt sich die einzelnen Kampfhandlungen er-zählen. Mittags kehrt der Zar nach seinem Hause zurück. Einige Stunden später folgt eine Spazierfahrt im Kraft-wagen. Das Abendessen findet um 7 Uhr statt.

**Anhänglichkeit der ostafrikanischen Eingeborenen an ihre deutschen Herren.** Mit besonderem Stolz meldete die „Times“ in ihrer Ausgabe vom 22. Oktober, daß der Soga-Hauptling Andereza Kiwanuka in Uganda durch Sammlung bei seinen Untertanen 13 L. 6 sh 8 d zu den englischen Kriegskosten gegen die „Hunnen“ beigetragen und so neben seiner Anerkennung der „idealen“ Ziele englischer Weltpolitik auch seine Treue der englischen Herrschaft gegenüber be-wiesen habe. Wir wollen der „Times“ ihren Stolz auf eine solche „freiwillige“ Gabe eines wider Deutschland noch sonst etwas von der Welt kennenden Hauptlings von Englands Gnaden nicht rauben. Wir sind aber in der Lage nachzu-weisen, daß unsere ostafrikanischen Eingeborenen trotz aller englischer Aufhekkungsversuche immer noch die Herrschaft der „Hunnen“ der der „Engländer“ vorziehen. Heute liegt uns ein neuer Beweis für die wirklich treue Anhänglichkeit unserer Eingeborenen an ihre deutschen Herren vor. Es ist dies ein in seiner Echtheit rührender Brief des einge-borenen Dieners eines bei Jassini gefallenen Offiziers an dessen Vater hier in Deutschland. Der Brief, der uns von einem Freunde zur Verfügung gestellt ist, lautet: „Vierem-halb Jahre habe ich meinem Oberleutnant Dienste geleistet, bis zu seinem letzten Augenblick war ich bei ihm, an meiner Seite ist er gefallen. Ich bin sehr traurig darüber, daß mein „Wwana“ hat sterben müssen. Damit sein Vater sich an seinen Sohn erinnert, schreibe ich diesen Brief. Wir beide waren unzertrennlich. Mein Oberleutnant fürchtete keine Kugel und keinen Feind, mein nicht im geringsten. Stets war er an der Spitze seiner Leute, die für ihn durchs Feuer gingen. Viel hat er geleistet. In der großen Schlacht bei Tanga hat er mit seiner 13. Feldkompanie den Feinden arg geschadet. Ich habe gesehen, wie er damals selbst einen Engländer tot-geschossen hat. Mit meinem Herrn bin ich in der Schlacht zuerst allein vorgegangen. Die Askari mußten hinten warten. Da haben wir festgestellt, daß die Engländer auf ihrer Flucht Maschinengewehre, Gewehre, Munition, Decken, Nahrungs-mittel aller Art, Telephonapparate usw. zurückgelassen hatten. Wir holten die Askari, die alles wegholten. Das war eine sehr große Freude. Oberleutnant von Lettow sagte: „Salbung, Sie haben gute Arbeit gemacht, ich freue mich sehr. Der Oberleutnant schätzte meinen Herrn sehr, er stand sich bei ihm ausgezeichnet. Er war ja auch ganz außer-ordentlich tüchtig. In der Schlacht bei Jassini erhielt mein Herr eine Kugel in den Kopf. Er hat etwa eine halbe Stunde noch gelebt. Über Schmerzen hat er nicht geklagt. Er dachte viel an Deutschland und an seine Verwandten, an Vater, Mutter und Geschwister. Er sagte zu mir: „Selemani, wenn du kannst, schreibe einen Brief an Vater, Mutter und Ge-schwister und grüße sie von mir.“ Das waren seine letzten Worte. Gleich darauf ist er gestorben. Seinen Auftrag an mich hat er begonnen mit den Worten: „Selemani, ich möchte schreiben, aber ich kann es nicht mehr.“ Auf deutschem Boden aber nahe an der englischen Grenze ist mein Herr begraben zusammen mit dem Major Repler, Oberleutnant Kaufmann und Oberleutnant Gerlich, sowie Leutnant Erdmann. Es war eine sehr große Trauer. Oberleutnant von Lettow hat zwei Tage lang nichts gegessen, weil soviel tüchtige Offiziere gefallen waren.“ Das der Brief. Erwähnt mag dazu noch werden, daß der würdige Selemani bin Ali weit in der Welt herumgekommen ist und dabei auch Gelegenheit gehabt hat, englische Dienstherrn kennen zu lernen. So ist er u. a. bei keinem Geringeren als Lord Kitchener in Transvaal eine Zeitslang Diener gewesen. (W. L.-B.)





# Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte  
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. II.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

## Nassauische Gedenktage.

Stand an der Schwelle des Jahres 1915 die Wiederkehr jenes Tages, an dem vor 100 Jahren durch die Verschmelzung des Kriegskollegiums mit der Generaldirektion eine Zentralinstanz für die Truppen der nassauischen Lande geschaffen wurde, so sahen die Sommermonate zum erstenmale die Kontingente von Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg und Oranien-Nassau in einem Verbande zum Kampf vereint gegen Napoleon. Es waren insgesamt 6 Bataillone Infanterie und 1 Jägerkompagnie mit 202 Offizieren und 6805 Mann, die da an den langen Zunitagen 1815 Napoleons Kerntruppen niederringen und damit seiner Herrschaft ein Ende bereiten halfen.

Es ließt sich dies so kurz und einfach — und doch, wieviel staatsrechtliche Umwälzungen, wieviel territoriale Veränderungen, Ausgleichs- und Umtausche waren vorangegangen, ehe die nassauischen Lande ein zusammenhängendes Ganze zwischen Rhein, Lahn und Main ausmachten, so daß überhaupt eine einheitliche Staatsverwaltung durchgeführt werden konnte. Der Reichsdeputationshauptschluß (1803) hatte den nassauischen Fürstentümern reichen Gewinn für ihre Verluste auf der linken Rheinseite (Saarbrücken, Saarwerden usw.) gebracht: für 41 Quadratmeilen mit 97 000 Einwohnern und 737 000 Gulden Jahreseinkünften erhielten sie 114 Quadratmeilen mit 273 000 Einwohnern und 1,7 Mill. Gulden Einkünften. Und dazu schafften die neu erworbenen Gebiete wertvolle Verbindungen zwischen Landes teilen, die bisher ohne jeden Zusammenhang als Exklaven ein stilles Sonderleben geführt hatten. Nach diesem beträchtlichen Gebietszuwachs konnte man auch daran gehen, die Zahl der stehenden Truppen, die sich bis dahin auf einige Schloß- und Gardelompagnien beschränkt hatten, zu vermehren: man bildete aus Weilburger Jägern und Kur-Mainzischen Jägern die Infanterie-Bataillone 2 und 3, und aus dem Usinger Kontingent, verstärkt durch übernommene Kur-Mainzische, Königsteiner und Jfenburger Mannschaften die Bataillone 1 und 4. Drei Jahre später, bei der Auflösung des alten Deutschen Reichs, begann ein neuer „Ausverkauf“ deutscher Lande, bis Napoleon durch die Schaffung des Rheinbundes wenigstens für einige Zeit die monatliche Veränderung der Landkarte Deutschland beendete. Mit dreifacher Willkür ist wohl nie deutsches Gebiet verschachert, sind wohl nie erworbene alte Rechte in den Staub getreten worden! Angesehene Dynastengeschlechter, wie die Fürstenberg, Löwenstein, Leiningen, Stolberg u. a. m., werden durch einen Federstrich mediatisiert; andere, wie die Salm, Arenberg, Jfenburg nicht nur mit neuen Gebieten und Rechten beschenkt, sondern auch gewürdigt, als Souveräne in den Rheinbund einzutreten. Obwohl die öffentliche Meinung damals viel gewöhnlicher war, fuhr sie doch unwillig auf, als sie hörte, daß alte Geschlechter wie Oranien-Nassau entthront wurden, dagegen der Graf von Lehen, obwohl er nur über 2½ Geviertmeilen gebot, den Fürstenthut erhielt und „Souverän“ im Rheinbund wurde, weil er der Nefte des bei Napoleon beliebten Fürst-Primas Dalberg war! Was der Kaiser der Franzosen von seiner Neuschöpfung erwartete, stellte sich nur zu bald

heraus: er wollte über ein ergiebiges Truppen-Reservoir verfügen; denn während die sonstige Rheinbund-Verfassung auf dem Papier stehen blieb, hielt er strenge darauf, daß die vorgeschriebenen 63 000 Mann, mit denen der Rheinbund ihn in allen Festlandkriegen unterstützen mußte, stets zur Verfügung standen. So bildete auch Nassau-Usingen aus seinen zwei Bataillonen am 15. Mai 1809 ein Regiment, indes Nassau-Weilburg ein gleiches tat. Außerdem wurden die Kontingente einiger Fürstentümer, wie Hohenzollern, Jfenburg, den nassauischen Truppen angegliedert.

Die militärische Hilfe des Rheinbundes nahm Napoleon schon bald in Anspruch und er spannte in der Folge seine Anforderungen immer höher ohne jede Schonung und Rücksicht. Gegen Preußen und Oesterreich zogen die Rheinbundtruppen an der Seite der Franzosen ins Feld und selbst nach Spanien mußten sie ihm Heeresfolge leisten.

Schon im August 1808 zog das 2. nassauische Infanterie-Regiment nebst 1 Schwadron Reitender Jäger nach Spanien (insgesamt 1814 Mann). Im Dezember 1809 folgte ihm das 1. Infanterie-Regiment, das fortan die Besatzung von Barcelona bildete, und noch im Frühjahr 1813, als Preußen sich schon erhob, ging eine zweite Schwadron Reitender Jäger als Rheinbunds-Kontingent Nassaus nach Spanien ab.

Als die Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig an den Rhein vordrangen, schlossen auch der Herzog und der Fürst von Nassau sich ihnen an, und die gegen die Spanier und Engländer kämpfenden nassauischen Truppen erhielten die geheime Weisung, zu den Engländern überzugehen. Dem in Bayonne stehenden 2. Regiment gelang dies auch — allerdings mußte es 469 Mann im Stich lassen, es nahm dafür aber das Rheinbunds-Bataillon der Stadt Frankfurt mit! — dagegen wurden jene 469 Mann, wie auch die in Barcelona und Gerona garnisonierenden zwei Jäger-Schwadronen samt dem 1. nassauischen Infanterie-Regiment entwaffnet und nach Frankreich gebracht. Das 2. Infanterie-Regiment ging derweil an Bord englischer Schiffe nach Holland, wo es zur Verfügung des Prinzen von Oranien gestellt wurde, der nach dem Haag zurückgekehrt war und soeben wieder die Regierung in den Niederlanden übernahm.

Die Verbündeten hatten in all den Jahren aber von Napoleon gelernt. Mit derselben Energie, mit der er die deutschen Klein- und Mittelstaaten zur Stellung beträchtlicher Truppenkorps gepreßt hatte, drangen sie nun darauf, daß derselbe Opfermut auch der gemeinsamen nationalen Sache bezeugt werde. Wie die anderen deutschen Staaten mußte Nassau sich im Vertrage vom 23. November 1813 verpflichten, Freiwilligenkorps, Linientruppen, Landwehr und Landsturm zu errichten, und zwar sollte die Zahl der Linientruppen, Landwehr und ihrer Reserven das Doppelte des ehemaligen Rheinbunds-Kontingents betragen. In den betreffenden Vorschriften heißt es: „Diese Truppen sind mittelst der Reserven stets vollzählig zu halten und müssen überall fechten, wo der Krieg es erfordert. Der Landsturm, der in der obengenannten Zahl nicht eingeschlossen



ist, dient nur in seinem Lande und zur Verteidigung des eigenen Herdes. Jedes Land hat für die Velleidung und Ausrüstung, sowie für den Sold seiner Truppen aufzukommen und zwar mit größter Pünktlichkeit; außerdem besorgt es das notwendige Fuhrwesen. Die Mächte werden sofort durch Offiziere die Punkte und Stellungen bezeichnen lassen, welche zur Verteidigung Deutschlands befestigt oder verschanzt werden müssen. Zur Ausführung der betreffenden Arbeiten muß unverzüglich geschritten werden.“ Das war aber noch nicht alles. Neben der Aufstellung ihres Kontingents mußten die deutschen Staaten auch mit ihrem Kredit zur Beschaffung der Kriegskosten mitwirken und diesen Kredit bis zum Jahresbetrag der Rohcinkünfte ihrer Länder ausdehnen. Das klang anders als zu Zeiten des alten Reichs, wo so viele Staaten bei Ausbruch eines Krieges versicherten, daß sie absolut nicht in der Lage seien, ihr ganzes Kontingent zur Reichsarmee zu stellen, weil sie sonst an den „Abgrund des Verderbens“ geführt würden und wie diese schönen Lügen alle lauteten! Damals handelte es sich um etliche hundert oder vielleicht tausend Mann; Napoleon aber holte mit Leichtigkeit das Zehnfache heraus.

Nassau mußte zum Heere der Verbündeten ein Linien-Regiment von 1680 Mann stellen, außerdem ein Jägerkorps und ein Landwehr-Regiment. Da das 2. Infanterie-Regiment in den Niederlanden zur Verfügung des Prinzen von Oranien-Nassau stand, das 1. nebst den Reitenden Jägern sich in Kriegsgefangenschaft befand, mußten alle diese Truppen neu aufgestellt und daneben auch noch der Landsturm gebildet werden. Welche nationale Begeisterung damals aber in den nassauischen Landen herrschte, ergibt sich daraus, daß die Zahl der Freiwilligen genügte, um nicht nur das Jäger-Bataillon (4 Komp.) und das Landwehr-Regiment (2 Bat.) aus ihnen zu bilden, sondern daß auch das Linien-Regiment (2 Bat.) noch manche Freiwilligen zugewiesen erhielt. Der Landsturm vollends, der alle ungedienten Wehrfähigen vom 17. bis 60. Lebensjahr umfaßte, erreichte in 29 Bataillonen mit 174 Kompagnien die achtungswerte Stärke von 36 400 Mann. Gleichzeitig wurde in dem Fürstentum Oranien-Nassau, — das Napoleons Willfür von der Karte gestrichen, weil sein Fürst 1806 im preußischen Heere stand, das aber nun seine Selbständigkeit wieder gewonnen — ein Infanterie-Regiment zu 2 Bataillonen und eine Jäger-Kompagnie aufgestellt, während auch dort der Landsturm aufgebildet ward. In einem Bericht an den Generalstabschef der österreichischen Armee wird denn auch seitens eines Offiziers, der die Rüstungen der Rheinbundstaaten überwachen sollte, der Opferwilligkeit Nassaus hohe Anerkennung gezollt und namentlich sein Bestreben, den Landsturm als eine dauernde Einrichtung aufzustellen, lobend hervorgehoben. Nicht überall begegnete man nämlich solcher vaterländischen Opferwilligkeit.

Die nassauischen Truppen wurden zu einer Brigade zusammengefaßt und bildeten mit den Kontingenten von Berg, Waldeck, Lippe, Coburg, Meiningen, Sildburghausen und Strelitz das 5. Korps, das dem Herzog von Sachsen-Coburg unterstellt wurde. Sie wurden dem Belagerungskorps von Mainz zugewiesen, hatten jedoch nur unbedeutende Gefechte zu bestehen. Nach Übergabe der Festung nahmen sie in Mainz, darauf in Worms Quartier. Unterdessen war der Pariser Friede zustande gekommen; die gefangen gehaltenen Nassauer kehrten aus Frankreich heim und so ergab sich die Möglichkeit, die neugebildeten Truppen aufzulösen: Landwehr und Jäger wurden entlassen, das 3. Infanterie-Regiment ging im Depot des 1. Infanterie-Regiments auf und das 2. Regiment blieb in niederländischen Diensten.

Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schlossen die deutschen Staaten, obwohl sie noch des einigenden Bundes einer Bundesverfassung entbehrten, sich den Großmächten an und stellten ihre Kontingente auf. Nassau sollte, die in den Niederlanden stehenden nassauischen Truppen einbezogen, insgesamt 6080 Mann aufbringen, außerdem noch eine Reserve von 2000—3000 Mann zum Schutz von Mainz bereit halten. So wurden denn das 1. Infanterie-Regiment durch ein Bataillon Landwehr auf drei Bataillone mit 71 Offizieren und 2474 Mann gebracht. Auffallender Weise aber machte diese geringe Verstärkung der Truppen damals Schwierigkeiten — es fehlte an Offizieren und Mannschaften — während man 1½ Jahr zuvor ein weit größeres Korps mit Leichtigkeit aufgebracht hatte. Das Regiment marschierte am 21. Mai nach Brüssel ab, wo es am 7. Juni ankam. Man hätte nun erwarten sollen, daß es mit den

beiden anderen Regimentern nassauischer Landesfinder, dem 2. Infanterie-Regiment (das ja in niederländischen Diensten stand) und dem aus den oranien-nassauischen Landesteilen rekrutierten Infanterie-Regiment Oranien-Nassau, in einen Brigade-Verband getreten wäre. Doch obwohl dies beabsichtigt schien, geschah es einstweilen nicht; wohl aber bildeten die beiden letztgenannten Regimenter nebst der Kompagnie oranien-nassauischer Jäger unter dem Oberbefehl des Prinzen Bernhard von Weimar eine Brigade, die zum Korps des Prinzen von Oranien gehörte.

Es ist bekannt, welchen ruhmreichen Anteil die auf niederländischen Boden vereinten nassauischen Truppen an der Niederklämpfung Napoleons genommen haben: 55 Offiziere und 900 Mann, an der Spitze Erbprinz Wilhelm und der Prinz von Oranien, haben es mit ihrem Blute bezogen. Nach der Schlacht bei Waterloo wurde nunmehr aber auch das 1. nassauische Infanterie-Regiment mit den beiden anderen Regimentern zu einer Division zusammengestellt, die mit nach Paris marschierte. Erwähnt sei noch, daß den Nassauern aus der Siegesbeute von Waterloo vier 6-pfündige und zwei 7-pfündige Haubizen zugewiesen wurden, die 1820 bei der Aufstellung der nassauischen Batterie Verwendung fanden.

Während das 2. Regiment wieder in den Niederlande zurückblieb — übrigens als rein-nassauische Truppe, mit eigener Uniform, eigenem Offizierskorps und von der Verpflichtung frei, gegen Deutschland kämpfen zu müssen — kehrten die anderen nassauischen Truppen im Herbst 1815 in die alte Heimat zurück, nicht ohne daß die territorialen Veränderungen, die der Wiener Kongreß und die Wiener Schlußakte festsetzten, vorher einen Mannschaftsaustausch nötig machten. Da ein Teil der Besitzungen Nassaus nördlich der Lahn an Preußen fiel, die oranischen Lande ganz, diese aber von Preußen zum größten Teil wieder an Nassau zurückgegeben wurden, so mußten die neuen preußischen Untertanen aus dem nassauischen Dienst entlassen werden. Das Regiment Nassau-Oranien gab daher 800 neue Nassauer an das in den Niederlanden bleibende 2. Regiment ab, das dafür 800 neue Preußen entließ.

Am 28. Dezember hielten das 1. Infanterie-Regiment und das Regiment Oranien-Nassau — die oranien-nassauischen Jäger waren wahrscheinlich schon früher zurückgekehrt — ihren Einzug in Wiesbaden. Bald darauf wurde die oranische Mannschaft zum Teil in preußischen, zum Teil in nassauischen Dienst übernommen, das Landwehr-Bataillon des 1. Infanterie-Regiments aber auf die Linie verteilt. Erst 1820 kehrte das 2. Infanterie-Regiment aus den Niederlanden nach Hause zurück, wo damals gerade die Bildung der herzoglich nassauischen Artillerie-Kompagnie vor sich ging.

Mit Stolz konnten so in diesem Sommer die preußischen Regimenter, die als eins mit früheren nassauischen angesehen werden — es sind dies das 1. nassauische Infanterie-Regiment Nr. 87, das 2. nassauische Infanterie-Regiment Nr. 88 und das 1. nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 27 Oranien — der ruhmreichen Tage von Fresnes, Quatrebras und Waterloo gedenken. Aber auch noch ein drittes preußisches Regiment, das Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen, Brandenburgisches Nr. 35, seht die Erinnerung an ehemalige nassauische Truppen fort; denn bei seiner Errichtung am 13. Dezember 1815 nahm es neben Mannschaften aus dem ehemals nassauischen Saarbrücken auch die Soldaten des kurz darauf aufgelösten oranischen Infanterie-Regiments auf. Dr. R.

\*\*\*

## Der Name Nassau.

Eine wortkundliche Studie von Dr. Wilhelm Schoof (Hersfeld).

Für den Namen Nassau gab es bisher nur wenige Deutungsversuche, und diese wenigen vermochten nicht zu befriedigen. Daher muß schon Kehrein im 3. Bande seines Nassauischen Namenbuches (S. 241 Anm. 1) das Zugeständnis machen, daß er mit den bisherigen Deutungen nicht ganz einverstanden sei, daß er aber selbst keine stichhaltige Erklärung wisse.

Dem Eingeweihten ergibt sich sofort, daß wir es hier mit einem Flurnamen zu tun haben. In der methodischen Behandlung eines Flurnamens müssen drei Gesichtspunkte



punkte maßgebend sein: eine möglichst große Zahl von urkundlichen Schreibungen, die vollständige Aussprache und die richtige Gruppierung des Namens unter ähnliche Namen desselben Stammes und von gleicher Bedeutung. Diese drei Punkte sind von Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 1. Aufl. S. 582 ff., unbeachtet geblieben, was bei dem damaligen Stand der Namenforschung nicht weiter Wunder nimmt. Nach Grimm wird in einer Urkunde vom Jahre 915 der Name zuerst erwähnt.<sup>1)</sup> Dort wird ein Hof Rassau dem Kloster zu Weilburg geschenkt. Der Ort lag auf dem rechten Ufer der Lahn oberhalb Dausenau und kam nachher an das Stift Worms. Ihm gegenüber auf dem linken Lahnufer baute zu Beginn des 12. Jahrh. ein Graf von Luxemburg eine Festung, die er gleichfalls Rassau nannte, und um die Mitte des 12. Jahrh. nannten sich alle Grafen von Luxemburg nach diesem Rassau.

Grimm vermutet daher mit Recht, daß die Benennung von Alters her in der Gegend hergebracht gewesen sein müsse, weil „sie sich an Berg und Herrschaft hing“, ahnt aber nicht, daß die Benennung in dieser Gestalt nicht mehr die ursprüngliche, sondern bereits eine umgedeutet ist. So verfällt er in den Irrtum, weil eine alte Genealogie den Namen als *madidumorium territorium* deutet, daß *madidus* unserm *nass*, mhd. *ahd. naz*, altf. *nat*, got. *nats* unverwandt sein und daß das *m* des Anlauts sich in *n* geschwächt haben müsse. Die Bedeutung der Wiese und Rasse scheint sich aber leicht zu einigen, Matte werde wie Aue einen wasserumflossenen Platz bezeichnen. Auch die „sonst zu erklären schwerfallenden“ wettaraischen Ortschaften Massenheim und Massenbach möchte er zur Erklärung heranziehen.

Auch Foerstemann sieht in der ersten Auflage seines Ortsnamenbuches (II, 1072) in dem ersten Teil von Rassau das Adjektivum *nass*, *ahd. naz*, *afächs. nat*, während die Verwirrung in der 3. Auflage noch größer dadurch wird, daß Rassau teils zu einem Stamm *Ras*, vgl. ndl. *nes*, ofries. *nesse* „steile Küste, Halbinsel, Landzunge“, teils (wie der Flußname Rassau in Steiermark) zu *ahd. naz*, *afächs. nat*, hochd. *nass* gestellt wird. Diese irrtümliche Auffassung haben sich auch andere Namenforscher zu eigen gemacht. Ich nenne nur Leithauser, der auf S. 142 seiner „Vergischen Ortsnamen“ (Elberfeld 1901) zur Deutung von *Nat-Rass* in Ortsnamen schreibt: „Manchmal genügt zur Ortsbenennung der einfache Begriff *nass*, gerade wie bei Bergen hoch“. So zieht sich der Irrtum von der alten, von Grimm erwähnten Genealogie an bis heute durch alle Namenbücher hin, wenn auch zuweilen Bedenken gegen die Erklärung einer „nassen Aue“ mit der Begründung erhoben worden sind, daß eine Aue in der Regel bereits wasserreich sei, daß daher eine solche Benennung keinen Sinn ergeben könne. Vgl. Bed: Die Ortsnamen des Pegnitztales und des Gräfenberg-Erlanger Landes (Nürnberg 1909) S. 112.

Mit Recht sagt Edward Schröder: Die deutschen Personennamen (Göttingen 1907) S. 19 ff.: „... Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich es ausspreche: schon die Menschen des karolingischen Zeitalters standen dem Sprachschatz, den ihnen ihre altüberlieferten Eigennamen darboten, mit keinem sichereren Verständnis gegenüber, als etwa Klopstock und Schiller dem Geliand oder der Evangelien-dichtung Otfribs“.

Es kann daher die von Grimm angeführte Uebersetzung *madidum territorium* aus einer alten Genealogie für uns keineswegs maßgebend sein, sondern nur als ein Beweis dafür, daß die Bedeutung des Wortes schon früh unverständlich geworden sein muß. Insbesondere muß der erste Teil des Wortes schon früh in seiner ursprünglichen Bedeutung veraltet und ausgestorben sein. Darauf läßt der verdeutlichende Zusatz *Au* und im Zusammenhang damit die lautliche Veränderung des ersten Bestandteiles schließen. Den Schlüssel zu der Lösung liefert uns die noch heute volksübliche Bezeichnung des Ortsnamens *Rass*, woraus wir schließen dürfen, daß der zweite Teil des Kompositums erst später durch gelehrte oder amtliche Schreibung hinzugefügt worden ist, ähnlich wie bei Fulda, Bebra, Aula (Ober-, Niederaula) u. a., die im Volksmund noch heute Fuld, Bemer, Auel lauten und aus alten Flurbezeichnungen hervorgegangen sind.

Über die mutmaßliche lautliche Veränderung des ersten Teils, hervorgerufen durch die Zufügung eines die Begrifflichkeit des Namens erhöhenden zweiten Teils, geben uns die vorhandenen urkundlichen Formen des Namens Rassau einigen Aufschluß. Desterley, historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters (Gotha 1883) S. 470, verzeichnet neben der fast regelmäßig wiederkehrenden Schreibung *Rasswe*, *Rassowa*, *Rassawe* (1050, 1139, 1184) einmal die Schreibung *Assowe* (1184) und einmal *Assow* (1446), während unter den bei Kehrein a. a. D. 240/41 sich findenden Belegen nur die Schreibung mit *R*-Anlaut vorkommt.

Daraus geht mit ziemlicher Sicherheit hervor: 1. daß der erste Bestandteil von Rassau schon im 8. und 9. Jahrhundert unverständlich und durch einen Zusatz verdeutlicht worden ist (881 *Rasowa*, 915 *Rassowa*), 2. daß der erste Bestandteil durch Prothese oder Anschweifung des Artikels lautlich verändert worden ist, eine Erscheinung, die auch sonst öfters bezeugt ist, vgl. *Rast*-*Ast*, *Rasbach*-*Asbach*, *Renterod*-*Enderod*, *Enderit*, *Rentershausen*-*Enderschausen* usw.<sup>1)</sup> Bestärkt wird unsere Ansicht durch Heranziehung ähnlich lautender Flurnamen aus anderen Gebieten. Im Frankenland<sup>2)</sup> kommt ein Flurname die *Nessenau* vor, welcher im Volksmund die *Essenau* heißt und 1535, 1594 als *Nessenau* bezeugt wird, ebenda eine *Nessenmühle*, 1514 *Nassenmül*, 1534 *Nessenmül*, und *Neststall*, im Volksmund *Eststol* (durch Dissimilation statt *Eststall*), 1360 zu *Neczstall*, 1439 *Neststall*, 1541 gen *Neststall*, 1510, 1541 *Eststall*.

Steigen also hierdurch berechnete Bedenken gegen die Ursprünglichkeit des Kompositionsgliedes *Rass* auf, so werden dieselben noch vertieft durch folgende Erwägungen.

Schon Kehrein, a. a. D. 241, Anm. 1, hebt hervor, daß die *ahd. bzw. mhd. Form naz*, flektiert *nazen*, *nazzen* in den urkundlichen Schreibungen von Rassau nie vorkommt, sondern immer *nass*. Auch unter den von Desterley a. a. D. 470 angeführten Belegen findet sich die Schreibung *Razzam*, *Razzawe*, *Razzavia* erst Ende des 13. Jahrhunderts ganz vereinzelt und Rassau im Oberamt Mergentheim ist 1103 als *Rassaha* urkundlich überliefert, während der Flußname Rassau in Steiermark (ca. 1135 *Razowe*, 1139 *Razowe*) wohl schon früh durch Volksetymologie mit *ahd. mhd. naz* in Beziehung gebracht worden ist. Ferner führt Kehrein mit Recht an, daß die vorgelegten Adjektiva in der älteren Zeit fast immer flektiert werden, hier aber nie *nassen*, *nazzen* erscheint, endlich daß *nass* vor *Au* mindestens ziemlich überflüssig wäre, wie auch keiner der zahlreichen rassauischen Gemarkungsamen auf *Au* mit *nass* zusammengesetzt ist.

Es muß also das Bestimmungswort in Rassau auf einen anderen Ursprung zurückgeführt werden und *Rass* aus einem anderen Wort umgedeutet worden sein, einem Wort, das, wie Grimm annimmt, „von Alters her in der Gegend hergebracht gewesen sein muß“. Dieses Wort ist der uralte, heute längst vergessene Flurname *Ass*, *Ess* „Weide, Weidgerechtsame“, meist zusammengesetzt *Assen*, *Essen*, „gemeine Trift, jedoch nur für eine beschränkte Zahl von Berechtigten“, über welchen ich an anderer Stelle ausführlich gehandelt habe, ein bisher unbeachtet gebliebener Flurname von der allergrößten Bedeutung für die Namenforschung. Dieses Wort lehrt, mehr oder weniger verstümmelt und für das Auge nicht immer leicht mehr erkennbar, in unzähligen Flurbezeichnungen und Ortsnamen wieder, was nicht weiter Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß die Weidewirtschaft in altgermanischer Zeit vor dem Überhandnehmen des Ackerbaues tatsächlich alles beherrschte und daher auch in der Flurnamengebung sich stark widerspiegelt. Daß die Gemeinweiden in alter Zeit sehr verbreitet und ausgedehnt gewesen sein müssen, darauf deutet die reiche Synonymik von Flurnamen hin, welche „Weide, Gemeinweide“ bezeichnen. Heute sind diese Gemeinweiden vielfach durch Neureodungen geschmälert, an manchen Orten auch unter die Dorfbewohner aufgeteilt, andere wieder sind aufgefurstet worden und haben sich als Gemeinewaldungen bis zum heutigen Tag erhalten. Mit veränderter Kultur ging der an dem Boden haftende Namen entweder ganz verloren und wurde durch einen andern ersetzt, oder er wurde, da er dem Volksempfinden unverständlich geworden war, volksetymologisch umgedeutet, häufig nicht einmal, sondern mehrmals, be-

<sup>1)</sup> Noch zwei jüngere Belege finden sich in der 3. Aufl. von Foerstemanns altsächsischem Namenbuch, Bd. II. Herausgegeben von Zeislinghaus (Bonn 1914) S. 373.

<sup>2)</sup> Vgl. Kehrein S. 242. <sup>3)</sup> Bed S. 112.



sonders dann, wenn zugleich die Volksfage sich des Namens bemächtigte und die Volkspheantasie hier freien Spielraum gewann.

So wurde auch der alte Flurname Ass umgedeutet zu Rassau, weil Ass allein dem Volke nicht mehr verständlich war, und die Allgemeinverständlichkeit noch erhöht durch Hinüberziehung des n der Präposition oder des Artikels vom Dativ Pluralis (uf den Ass), welchen das Volksempfinden als Singular auffaßte. Wenn auch eine „nasse Au“ so unsinnig ist wie ein „nasser Bach“, so liegt es doch im Wesen der Volksetymologie, daß sie „das Unverständene, Ungewohnte, Fremde nicht nach der Wahrheit, sondern nach dem mehr oder minder verführerischen Schein oberflächlich deutet“, in „sorgloser Hingabe an den Gleichklang genügt es etwas zu haben, worauf sich stützen läßt, etwas zu denken, das zu passen scheint, mag es, bei Lichte betrachtet, noch so unsicher und unwahrscheinlich oder unzweifelhaft verkehrt, ja völlig sinnlos sein“ (Andresen: Deutsche Volksetymologie 6. Aufl. S. 1 und 2).

So fest eingewurzelt ist diese Anschauung, daß selbst die Namenforscher bei der Deutung solcher Namen sich mit der Auslegung von „naß“ begnügt haben, daß man nass als ein Beiwort wie etwa hoch oder trocken angesehen hat, ohne dabei stutzig zu werden, allenfalls einen Personennamen Nass oder Nassico darin gesucht hat. Die Umdeutung Rass finden wir als Bestimmungswort in einer großen Zahl von Flurnamen wieder. Bed verzeichnet für das oberdeutsche Sprachgebiet in seinem oberdeutschen Flurnamenbuch (Stuttgart 1880): im Rassach, Rassau, in Rassetten, Rassenmatt (15. Jahrh.), Rassenball (16. Jahrh.), uff den nassen ädern (1525), zer nassen blatten (1399), Rässibach (1516), Raszach (1245), Razza (1264), Razzaha (12. Jahrh.), Reithäuser a. a. D. 142 für das Bergische Land: im nasse Wanden, das nasse Feld, Rassenkamp, Rassenstein, Rassenweg, Rassen, Rasseweiler, Rehrein a. a. D. 509 für Rassau: im Rassen, Rassader, Rassarfch, Rassberg, Rassberg, Rassfeld, Rassweg, Rassau, im Volksmund Rass, Rassauerberg, Rassauerweg, aufm. Rässling, Rasselwald, Bed a. a. D. für das fränkische Gebiet: die Ressenau, im Volksmund die Essenau, Ressenmühle, 1514 Rassenmühle, Gerbing: die Flurnamen des Herzogtums Gotha (Jena 1910) für Thüringen: Razza, im Volksmund Raz, 1378 Razza, Razza neben häufig wiederkehrenden Ass, ferner die Rasse, im Volksmund de Räss, Nebenfluß der Werra, der Resseranger, vol stümlich do Rässanger, Resserholz, neben volkstümlich Esperholz usw. Aus Hessen nenne ich: der nasse ader (Gem. Vangendorf), die Rassenau (Gem. Frankenberg), auf dem Rassemann (Gem. Dabach), der Rasse Strauch (Gem. Rauschenberg), die Rassebette (Gem. Bürgeln), der Rassenbügel (Gem. Hollshausen), auf dem Rassenstück, auf der Rassenbreiten, die Rasseheide (Gem. Wollmar), der Rassgrund (Gem. Loshausen), auf dem Rassen, Rassestruth (Gem. Ebsdorf), die Rasse (Waldort im Burgwald), der Rasseberg (Gem. Braunhausen) usw., aus Lippe: Rassenand (Forsthaus im Teutoburger Wald).

Wie Esse neben Ass sich findet, so auch Resse neben Rasse, Resse neben Rasse, Ressel (statt Ressen) neben Rassel, Flurnamen wie Resselbach, Resselbelle, Resselberg, Resselhof sind infolge von Dissimilation aus Ressenbach, Ressenbelle, Ressenberg, Ressenhof und diese aus Rassenbach, Rassenbelle usw., nicht aber von ahd. nezzila „Ressel“ herzuweisen, wie vielfach irrtümlich angenommen wird. Vielmehr ist der Begriff „Ressel“ erst vom Volk mit Resse vermengt worden, genau so wie „naß“ mit Ass in Rassau. So heißen die thüringischen Forstnamen (am Rennstieg) Resselbach, Resselberg im Volksmund noch heute Rasselmich (mich-bach), Rasselbägl, Rasselhof und neben Rasselmich findet sich auch Rasselmich (Rassenbach, woraus durch Assimilation in der Volkssprache Rasselmich wird). Wie Rassenbach bezw. Rasselmich findet sich auch die Benennung Rasse Rönbach, im Volksmund Rasse Rermich, für ein Gewässer am Rennstieg.

Wie in Thüringen, so findet sich Rasse, Resse (neben Ass, Esse) auch in anderen Gegenden österr., teils als Flur-, teils als Flurnamen, wie überhaupt rege Wechselbeziehungen zwischen den Namen von Fluren und Gewässern bestehen, eine Erscheinung, die man lange nicht genügend für die Flurnamengebung gewürdigt hat. So findet sich im Lippischen (vgl. Preuß. Die lippischen Flurnamen, Detmold 1893, S. 108) ein Nebenbach der Distel die Resse oder, wie derselbe neuerdings meist heißt, die Brüggenesse, welcher 1482 als dat water to Resse (d. h. to'n Esse) ur-

kundlich vorkommt. Im lippischen Saalbuch von 1644 kommt zwar eine Brüden Resse vor, daneben aber auch das seld to Resse, eine Berkenesse, ein Grundstück boven der Ass und bei dem Fohrten Resse. Die Brüdenesse ist nach der Ansicht von Preuß ein Bruch an der Ass, welche 1644 urkundlich in der Form to Resse und boven der Ass bezeugt ist. Daraus geht hervor, daß neben der weiblichen Form Ass auch die männliche Form Esse gebraucht wurde, daß also neben der oben angegebenen Erklärung noch eine andere möglich ist. In diesem Falle würde die Umdeutung von dem Maskulium Esse ausgegangen und infolge von Analogiewirkung auf das Femininum Ass übertragen worden sein. Zu der Schreibung Resse neben Esse sei noch erwähnt lippisch Ressenberg, 1363 aber noch Esseneberg (Preuß a. a. D.).

Diese Belege dürften zur Genüge die Umdeutung von Ass, Esse bezw. Esse zu Rassau, Rassenau, Resenau beweisen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß daneben auch mundartlich gefärbte Nebenformen wie Ass, Oss, Eiss in die Schriftsprache übergegangen sind und daß rassauische Flurnamen, wie Ass, Uss (Bach), Ussbed, im Ussingen, im Ussen, Ossbach, Ochsenbach (umgedeutet aus Ossenbach), Ochsenberg, Eissen (Wald), Eissbach, Eissenbach, Eissenberg, Isberg, Isenberg u. a. m. daraus hervorgegangen sind. Einer davon ist im Namen der Stadt Ussingen haften geblieben, im Volksmund Ussinge, Dufinge, 8. Jahrh. Ussinga, Ussingen, 1326 Ussingen, 1710 Ussingen (vgl. Rehrein a. a. D. 279).

So gehen Rassau und Ussingen auf eine Form Ass „Gemeinweide“ zurück, einen Flurnamen, wie gesagt, von der allergrößten Bedeutung.

## Altnassauer Allerlei.

J. B.-G. Hebräisches aus Nassau. Die Sprache unserer einheimischen Bevölkerung ist nicht rein. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich Fremdlinge eingeschlichen, die uns eigenartig anmuten. Es sei in dieser Beziehung nur erinnert an die der französischen und hebräischen Sprache entlehnten Worte, die man häufig hören kann. Eine kleine Auswahl hebräischer Fremdlinge aus dem Nassauer Volksmunde sei hier wiedergegeben. Man sagt im Nassauischen, dieser oder jener ist gehörig „geknast“ worden. Das Wort „knassen“ verdanken wir den Juden; es kommt von k'nas = die Strafe. Ein anderer hat seine „Nades“ gekriegt. Das hebräische Wort dafür heißt „mackeh“ und bedeutet der Schläger. Allbekannt ist das Wort „Schoute, Schaute“, das von „schauteh“ oder „schoteh“ herkommt, was so viel wie Narr heißt. Bei einem Handel oder Geschäfte „schmuhmachen“ ist gleichfalls allgemein in Nassau verbreitet. Eigentlich heißt es „eine Schmue machen“ von „sch'muah“ = Gerücht, Unwahres sprechen oder Unrechtes tun. Jüdischen Ursprungs ist auch das Wort „ganfen“, das man überall in Nassau kennt. Es kommt vom hebräischen „gannov“, der Stehler, der Dieb. Bekannt ist „dalles“ für Armut und „Anglud“; es kommt von dal = arm. Ein hebräisches Kind der Volkssprache ist auch das Wort „acheln“, vom hebräischen achal = essen. Er hat 'was Guts „geachelt“. Das hebräische Wort „Dokes“, der Hintere, ist in Nassau allgemein verbreitet. „Schawwesbedel“, was so viel wie ein schlechter Gut bedeutet, ist jüdischen Ursprungs und allgemein bekannt; ebenso „Schawwesgoje“, eine christliche Frau, die am Sabbat im Judenhause die groben Arbeiten verrichtet. Eine „Schidjel“ ist im Nassauischen ein Judenmädchen. In „Schlamassel“ ist der geratene, der einen unangenehmen Handel abgewidelt hat. Das Wort ist vielfach in Redensarten im Gebrauch. Auch das hebräische „schofel“ in Verbindungen wie schofeles Zeug und schofeler Kerl ist überall bekannt. Auch das hebräische Wort „meschugge“ = verrückt findet häufige Anwendung. Sehr viele hebräische Worte haben durch unsere „Kassie“ oder Metzger, die meist mit den Juden in Handelsbeziehungen stehen, bei unserm Landvolle Eingang gefunden. Der Wortschatz des Hebräischen ist bei ihnen tatsächlich viel reichhaltiger, als die oben angeführten Beispiele dartun. Manche von ihnen können sich beim Handel mit dem Juden auf Hebräisch verständigen. Auch habe ich in Kurhessens Bauern getroffen, die die hebräische Handelsprache gut kannten und manchem Kassler abgelauktert haben, was er mit seinem Auftraggeber geheimnisvoll „balatschte“.